



## Fragmentierung, Tribalismus und das Streben der Soziologen nach Statusgewinn

*Christian Fleck*

Es ist vermutlich nicht übertrieben zu behaupten, daß die Soziologie in einem hohem Maße durch Selbstbezüglichkeit gekennzeichnet ist. Soziologen schreiben gerne über sich; nicht im autobiographischen Stil, wohl aber in der Form der Kritik an den begrifflichen Grundlagen der eigenen Disziplin oder in einer das Unternehmen Soziologie selbst zum Thema machenden Weise. Diese Reflexivität kommt in verschiedenen Formen einher: Seit ihren Anfängen wird nicht nur debattiert, wie Gesellschaft möglich sei, sondern, in immer neuen Runden, die Möglichkeit einer Wissenschaft des Sozialen begründet, um postwendend von anderen in Frage gestellt zu werden. Auf diese gelegentlich erkenntnistheoretisch genannte, von anderen meta- oder grundlagentheoretisch geheißene Kontroverse soll hier nur hingewiesen werden, um deutlich zu machen, daß Soziologen manches Mal das begriffliche Grundgerüst der Disziplin zu verwerfen geneigt sind und dabei eine inverse Münchhausen-Strategie verfolgen: Während der Lügenbaron sich am eigene Schopf aus dem Sumpf gezogen haben soll, tränken die selbstreflexiven Soziologen den begrifflichen Boden, auf dem ihr Unternehmen ruht, so lange, bis sie im selbst erzeugten Morast zu versinken drohen. Ein Schicksal, dem sich manche durch Verabschiedung aus der soziologischen Zunft gerade noch entziehen können. Eine andere Variante von Selbstkritik der Disziplin zielt darauf, vorherrschende Routinen des soziologischen Forschens zu tadeln und den jeweiligen *mainstream* zugunsten alternativer Praktiken zu verwerfen. Dabei wird den jeweils kritisierten Positionen zwar nicht bestritten, Soziologie zu betreiben, wohl aber vorgehalten, einer falschen Auffassung anzuhängen. Novizen werden vor falschen Propheten auf den Kathedern gewarnt, einmal eingegangene Kooperationen wortreich zurückgenommen, die früher einmal ausgesprochene Einladung zur Soziologie widerrufen, die Disziplin angeklagt, sich in die falsche Richtung zu entwickeln, etc.

Das hier nur knapp Angedeutete ließe sich unschwer zu einem Sittengemälde erweitern, in welchem dann auch die Rolle des Mahners, der die Selbstzerfleischung beklagt, nicht fehlen darf. Eine solche soziologisch angeleitete Diagnose der Zeit der Soziologie soll zugunsten einer mehr um Erklärung bemühten Analyse zurückgestellt werden. Mit Blick auf die rund ein Jahrhundert

alte Geschichte der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin erscheint mir eine Entwicklung erklärungsbedürftig: Warum folgte in der Soziologie auf die Jahrzehnte beanspruchende Institutionalisierung in verschiedenen Ländern ein Prozeß der Fragmentierung? Oder anders gefragt, warum erlangt es der Soziologie als Disziplin heute an der von vielen ihrer Wegbereiter erwarteten Kohärenz und warum stellte sich statt dessen etwas ein, was Dekomposition, Aufsplitterung, oder eben Fragmentierung genannt wird? Ehe darauf eingegangen werden soll, erscheint es sinnvoll, mit wenigen Strichen den Prozeß der Institutionalisierung nachzuzeichnen. Daran anschließend werde ich versuchen zu klären, was im Fall der Soziologie Fragmentierung heißen kann und abschließend versuchen, einen Mechanismus zu identifizieren, der meines Erachtens diese Entwicklung zu erklären vermag.

Von Edward Shils stammt ein sehr einfaches und überzeugendes Modell der Institutionalisierung wissenschaftlicher Disziplinen, das er selbst an der Soziologie entwickelt hat, dessen Anwendung auf andere Disziplinen aber leicht möglich ist.<sup>1</sup> Shils meint, man könne dann von einer einigermaßen erfolgreich ausdifferenzierten neuen Disziplin sprechen, wenn folgende drei Faktoren in ausreichendem Maße vorhanden sind: Studenten, Fachzeitschrift(en) und Finanzierung. Diese drei Indikatoren sind gut gewählt. Studenten kann es nur geben, wenn ein Proto-Fach kognitiv zumindest soweit entwickelt wurde, daß die Rolle des Lehrers ausgefüllt werden kann. Es muß also ein Inhalt in einem Umfang vorhanden sein, der ein Curriculum impliziert. Damit fallen (fast alle) Ein-Personen-Lehren dem Kriterium zum Opfer, weil ein Studiengang kaum von nur einem Lehrer betrieben werden kann. Nimmt man reale Verhältnisse moderner Gesellschaften als Randbedingung hinzu, bedeutet das, daß das Studentenkriterium stillschweigend einige weitere Bedingungen abdeckt. In Ländern, in denen Ausbildungsangebote einem staatlichen Genehmigungsverfahren unterliegen, wird Neues so schnell nicht approbiert, wie man aus der langwierigen Geschichte der Etablierung soziologischer Ausbildungsgänge oder ergänzender soziologischer Ausbildungen etwa in der Juristenausbildung ersehen kann. Bürokratische Genehmigung funktioniert als Abkühlungsprozedur für überschäumende Aspirationen von Neuerem und zwingt Proto-Disziplinen dazu, einen gewissen Reifegrad zu erreichen oder Ausdauer zu beweisen, ehe ihnen Anerkennung in Form einer Lizenz zur Ausstellung von Zertifikaten erteilt wird.

In Ländern, deren Bildungswesen einem Marktmodell verpflichtet ist, kann es rascher zur Einführung neuer Studiengänge, gegebenenfalls sogar nur an einem Ort, kommen; die Marktlichkeit zwingt die Protagonisten neuer Ausbildungsgänge jedoch in doppelter Weise zur Vorsicht: zum einen werden Studenten nur dann bereit sein, für diese neue Studienrichtung zu zahlen, wenn ihre Investition in ihr eigenes Humankapital Ertrag abzuwerfen verspricht, und zum anderen wird die jeweilige Universitätsadministration nur

<sup>1</sup> Siehe Shils (1982).

dann bereit sein, neuen Studiengängen Geld zu geben, wenn mit ausreichender Nachfrage gerechnet werden kann. Die Geschichte der Soziologie zeigt, daß das marktlich organisierte Bildungssystem der USA rascher zur Etablierung der Soziologie als neuer Studienrichtung führte – nicht so erfolgreich im Falle von Yale, wo 1876 die erste Soziologievorlesung gehalten wurde, sehr wohl aber in Chicago, wo die 1893 erfolgte Gründung des Departments für Soziologie eine Entwicklung einleitete, die seitdem geradezu zum Modell von Institutionalisierung wurde. In Ländern mit staatlichem Genehmigungsverfahren wie Österreich und Deutschland dauerte es Jahrzehnte, bis sich die Soziologie als Studium etablieren konnte.

Ein Blick auf verwandte disziplinäre Bemühungen kann einige weitere Besonderheiten verdeutlichen: In den späten 60er Jahren gab es in Deutschland und Österreich einige Anstrengungen, Friedens- und Konfliktforschung auch als Ausbildung an Universitäten zu verankern. So weit ich informiert bin, kam es dazu nicht, und mir scheint das an zweierlei zu liegen: Zum einen war vermutlich die Zahl der Protagonisten zu klein bzw. die Bereitschaft zu gering, ihre angestammte disziplinäre Verortung zugunsten dieser Novität aufzugeben. Andererseits wurde die Friedens- und Konfliktforschung im staatlichen Genehmigungsverfahren zu Tode gekühlt. Women Studies und Cultural Studies sind in den marktlich strukturierten amerikanischen Universitäten mittlerweile fix verankert, während in Österreich Frauenforschung und, um ein weiteres Beispiel zu zitieren, ein interdisziplinäres Ökologiestudium disziplinär segregiert, also in eine Ecke, genannt Ergänzungsstudium, abgeschoben wurden.<sup>2</sup>

Auch der zweite Shils'sche Indikator – das Vorhandensein einer Fachzeitschrift – ist gut gewählt, weil auch er auf Voraussetzungen verweist, die eine neue Disziplin zu erfüllen hat. Zumindest in der Vergangenheit ließ sich zeigen, daß von einer Disziplin tatsächlich nur dann sinnvoll gesprochen werden kann, wenn deren Verfechter über ein Organ verfügen konnten, in welchem ihre Erkenntnisse publik gemacht wurden. Implizit enthält dieser Indikator damit ein Kriterium für die kognitive Dimension einer im Entstehen begriffenen Disziplin, weil wissenschaftliche Zeitschriften nur entstehen können, wenn eine ausreichende Zahl von Fachleuten gewillt ist, daran mitzuarbeiten und so viel dazu beizutragen, daß das Organ nicht mangels Beiträgen wieder eingestellt werden muß. Allerdings ist darauf hinzuweisen, daß es sich dabei nur um eine notwendige, keinesfalls eine hinreichende Bedingung handelt (was wohl für alle drei Faktoren gilt, hier aber besonders augenscheinlich ist).

<sup>2</sup> Eine weitere Besonderheit des österreichischen Bildungssystems soll hier zumindest Erwähnung finden. Sogenannte Hochschullehrgänge unterliegen der Genehmigung durch das Ministerium und müssen sich aus eigenen Einnahmen – vornehmlich Studiengebühren – finanzieren. Die Zahl derartiger Lehrgänge ist ziemlich groß und die Bandbreite enorm, sie reicht von einem für alle lizenzierten Therapierichtungen verbindlichen „Psychotherapeutischen Propädeutikum“ über „Neue Methoden der Gesellschaftswissenschaft“ bis zu „Medienkunde“ und „Projektmanagement“.

Die Geschichte der soziologischen Fachzeitschriften ist noch nicht geschrieben, was übrigens auch für andere Disziplinen gilt. Ein vergleichender Blick auf deutschsprachige sozialwissenschaftliche Zeitschriften kann allerdings deutlich machen, daß dieses Kriterium empirisch triftig ist. Bis zum Erscheinen der „Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie“ Anfang der 20er Jahre gab es keine deutschsprachige soziologische Zeitschrift, und es dauerte noch einmal 30 Jahre bis die zweite Fachzeitschrift, „Soziale Welt“, zu erscheinen begann.<sup>3</sup> Ganz anders in benachbarten Disziplinen: die Psychologie und die Nationalökonomie hatten schon im 19. Jahrhundert Fachorgane, im 20. Jahrhundert kamen weitere hinzu. Titel und Themen des führenden deutschen sozialwissenschaftlichen Organs des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, des „Archivs für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik“ bzw. seiner Vorläufer, zeigen gerade den Mangel eines um disziplinäre Kristallisation bemühten Spezialorgans.<sup>4</sup> Ein weiteres Beispiel aus der deutschsprachigen Zeitschriftengeschichte macht allerdings deutlich, daß mit der Etablierung eines Fachorgans nicht immer der Anspruch auf Herauslösung einer Novität aus einem etablierten Fach verbunden sein muß. Die „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, deren Titel für ein Programm stand, strebte ganz ähnlich wie später die „Annals, economies, societies, civilisations“, nicht eine neue Disziplin an, sondern die Reorientierung der Geschichtswissenschaft. Im deutschen Fall führte das zur Etablierung als Teilgebiet (oder Fach) der Disziplin „Geschichtswissenschaft“ und im französischen (Export-)Fall zum – wie man in diesem Fall wohl wird sagen können – Paradigma. Die Gründungsgeschichte von Fachzeitschriften ist ein wichtiger Indikator für die Beurteilung des Prozesses der disziplinären Kristallisation.<sup>5</sup>

Auch das dritte Kriterium von Shils ist mehrdimensional. Ausreichende Finanzierung meint nicht nur die Verstetigung des Unternehmens, die Anerkennung in dem einer Marktwirtschaft originären Medium Geld und daher den Ausweis der Nützlichkeit des eigenen Tuns, gerade weil es alimentiert wird, sondern ist auch eng mit den beiden anderen Faktoren verknüpft. Wer über Geld verfügt, kann Studenten unterrichten und Absolventen beschäftigen, das beabsichtigte Forschungsprogramm vorantreiben, Ergebnisse publizieren und – was gerade im Fall der Soziologie von beachtlicher Wichtigkeit war – bestimmte Varianten von empirischer Forschung überhaupt erst begin-

nen. Eine Finanzgeschichte der Soziologie würde zeigen, daß bestimmte Pläne allein schon deswegen in der Schublade liegen blieben, weil die zu ihrer Durchführung nötigen Mittel außerhalb jeder Erreichbarkeit waren. Das Fehlen von Finanziers ist bei einer neuen Disziplin ablebensrelevant. Ein relativ wenig bekanntes Beispiel möge das illustrieren: Der allgemein als einer der Begründer der Rechtssoziologie in Europa bezeichnete Eugen Ehrlich, Professor für römisches Recht an der um 1900 periphersten aller deutschsprachigen Universitäten, jener von Czernowitz, hat ein Programm einer ethnographisch vorgehenden Rechtsstatsachenforschung nur im Ansatz empirisch einlösen können; dank der Bereitwilligkeit seiner Studenten wurden einige Erhebungen durchgeführt. Mehrfache Versuche, dieses Unternehmen auf Dauer zu stellen, scheiterten am Desinteresse der Wiener Ministerialbürokratie, die zur selben Zeit in großzügiger Weise Ausgrabungen in Ephesos durch Althistoriker und klassische Archäologen finanzierte, wofür die räumliche Nähe dieser Universitätsgelehrten zum Ministerium wohl ebenso wichtig war wie der Zeitgeist der Hellenenbegeisterung (wovon die Wiener Ringstraße beredt Zeugnis ablegt) und die Verstehbarkeit des Ansinnens der grabenden Forscher, deren – bis heute für Nachfolgefianzierung immer wieder – in Aussicht gestellten Ergebnisse damals kaiserlichen und später republikanischen Politikern und Beamten einsichtig waren und relevant erschienen. Die quasi-rechtlichen Regeln der bukowinischen, jiddischen, polnischen und ruthenischen Landbevölkerung, die Ehrlich mit seinem Konzept der Erforschung des „lebenden Rechts“ zu erheben trachtete, blieben unerforscht – und können, Ironie des flüchtigen, verbalen Datenmaterials, auch künftig nicht mehr ausgegraben werden.

Shils veröffentlichte seinen Aufsatz erstmals 1970, als für die Soziologie in den USA die Abenddämmerung anzubrechen begonnen hatte: das Geld wurde knapper, als die in den zwei Jahrzehnten davor als Finanzier so wichtige Ford Foundation ihr Program in Social and Behavioral Sciences zurückschraubte und dann völlig aus der Förderung der Sozialwissenschaften ausschied. Das öffentliche Ansehen erodierte, als die rebellierenden Studenten ihre zumeist sozialwissenschaftlichen Lehrer zu attackieren begannen (ein Vorgang, der fast zeitgleich auch in Europa stattfand) und als die sozialplanerischen Ambitionen des *mainstream* gegen Ende der *Great Society* und erst recht danach angezweifelt wurden (gelegentlich verbanden sich die beiden delegitimierenden Kräfte, so als James Colemans Untersuchung über die Unaufhebbarkeit der Rassentrennung durch *busing* während einer Jahrestagung der ASA von der einen Seite wegen technischer und der anderen wegen weltanschaulicher Mängel abgelehnt wurde). Harsche Kritik von innen kompletierte den Abstieg der bis dahin als Leitwissenschaft angesehenen Soziologie (Alvin Gouldners „Coming Crisis of Western Sociology“ erschien ebenfalls 1970, und ihr Autor wurde für kurze Zeit zum Propheten einer kritischen Auffassung der Soziologie an beiden Küsten des Atlantik, den er wie andere damalige und später Propheten öfter als die Zunft-Vorfahren überquerte).

3 Zwei andere früh gegründete Zeitschriften, Archiv für angewandte Soziologie, das Jahrbuch für Soziologie, erschienen nur kurze Zeit. Sociologus und die Zeitschrift für Sozialforschung können aus unterschiedlichen Gründen – die Ausrichtung auf Völkerpsychologie im einen Fall und die erzwungene Exilierung im anderen Fall – außer Betracht bleiben.

4 Das ließe sich auch mit Bezug auf die „Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften“ zeigen.

5 Für die Soziologie in Österreich zeigt sich die Besonderheit, daß es erst zehn Jahre nach Einführung einer soziologischen Studienrichtung zur Gründung einer Fachzeitschrift, der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie, kam.

In England, Deutschland und Österreich hatte die Soziologie bis zur Mitte der 70er Jahre die ersten Schritte ihrer Institutionalisierung gerade getan. Die Gründung neuer Universitäten in allen drei Ländern erleichterte es der neuen und eben zu voller Blüte gelangenden Disziplin, einen Platz zu erobern, die bewegten Studenten strömten in die Departments und Fachbereiche, und die Aufstiegs- und Etablierungschancen für die, die gerade alt genug waren, waren besser denn je davor und danach – die neu etablierten Studiengänge riefen nach Lehrenden. Eine facettenreiche Schilderung des intellektuellen Milieus der frühen 70er Jahre an einer der neugegründeten englischen Universitäten und ihres Sociology Departments bietet Malcom Bradburys satirischer Campusroman „The History Man“, der ethnographisch so verlässlich scheint, daß er in einer sehr kurzen Liste von Sekundärliteratur zur Soziologie in Großbritannien Aufnahme fand. Große englische und deutsche Publikumsverlage verlegten soziologische Titel en masse und wohlfeil. In Magazinen, Tages- und anderen Zeitungen und den damals noch langatmige, gebildete Plaudereien zulassenden *talk shows*, die noch nicht so genannt wurden, tummelten sich gar viele Soziologen, darunter einige, die sich eben erst selbst dazu ernannt hatten. In merkwürdigem Kontrast dazu war die Deutsche Gesellschaft für Soziologie Anfang der 70er Jahre paralysiert, ihre Funktionäre, die damals in der Mitte ihres Berufslebens stehende Generation der ersten professionellen Soziologen, verschreckt und irritiert. Die Mehrzahl verstand offenbar weder die rebellierenden Studenten noch die plötzliche Attraktivität des eigenen Faches. Die um Reformpolitik bemühte westdeutsche Koalitions- und die sozialdemokratische Alleinregierung in Österreich entdeckten für sich die sozialwissenschaftliche Expertise, womit sie ungewollt den Kritikern der „bürgerlichen Soziologie“ Argumente lieferten.

Den Generationsbruch gab es auch in Österreich, und er war dort interessanterweise folgenreicher. 1966 war es noch unter einer konservativen Alleinregierung zur Einführung sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Studienrichtungen gekommen, verbunden damit wurden in Wien und Linz mehrere Professuren geschaffen und mit Männern besetzt, die etwa alle gleichaltrig waren (um 40) und in den Jahren davor meist außerhalb des Wissenschaftssystems ihren Unterhalt verdient hatten (zu dieser Zeit und für wenige Jahre danach existierte noch das soziale Muster, sich einige Jahre als Landesbeamter, Gymnasiallehrer oder als Mitglied des katholischen Klerus zu verdienen und nach Absolvierung des *rite de passage* Habilitation – die von universitären Machthabern nur beeinsprucht wurde, wenn ein funktional irrelevanter Status doch bedeutsam würde: linke politische Überzeugungen galten als unvereinbar mit Wissenschaft – auf den bald eintreffenden „Ruf“ zu warten). In bemerkenswertem Kontrast zur Nationalökonomie und Politologie dieser Zeit kamen praktisch keine Professoren dieser Gründergeneration im professionellen Sinn aus den Reihen der „Scholaren“ und Assistenten des damals so genannten Wiener Ford-Instituts (Institut für Höhere Studien/Institute for Advanced Studies), das auf eine Initiative von Paul Lazarsfeld

zurückging, 1963 die ersten Studenten für einen zweijährigen *post-graduate*-Kurs aufgenommen hatte und ursprünglich gedacht war, den Mangel an seriös ausgebildeten Sozialwissenschaftlern in Österreich zu kompensieren. In den ersten Absolventenkohorten waren keine geeigneten Soziologen, was neben anderen Umständen damit zusammenhing, daß in der Abteilung für Soziologie mehr Frauen und mehr von der SPÖ dorthin Geschickte – altersmäßig schon etwas fortgeschrittene Studenten und Assistenten – waren (wie alles in Österreich stand auch diese Einrichtung damals unter der Proporz-Herrschaft der beiden Großparteien, die alle Posten paritätisch verteilten oder doppelt besetzten). Die universitäre Soziologie unterwarf geschickt die Konkurrenz – als solche war das IHS gedacht (während andere seiner Absolventen sich rasch habilitieren konnten und tatsächlich zu Universitätsprofessuren kamen, mußten sich die IHS-Soziologen mit Universitätsassistentenstellen zufrieden geben, was ihre Karrieren zumindest verzögerte oder sie abwandern ließ, ins Ausland oder in andere Berufe). Anfang der 70er Jahre rebellierten dann die jahrelangen Lakaien eines Ordinarius – allerdings nur in dem kleinen Verein „Österreichische Gesellschaft für Soziologie“, die für die nächsten zehn Jahre zu einer Domäne des Mittelbaus und der außeruniversitär tätigen Soziologen wurde. Die meist kurzen Gastspiele einiger deutscher Professoren auf Wiener Lehrstühlen blieben wohl auch wegen der disziplinären Anomie ohne irgendwelche Folgen.

Diese wenigen Hinweise auf Spezifika der 70er Jahre machen deutlich, daß die bis in kleinste Details hinein überzeugenden Schilderungen von Shils (man fragt sich beim Lesen unwillkürlich, was man denn noch sagen könnte über die Zeit und die Länder, die er behandelt) zu einem Zeitpunkt endet, ab dem eine neue Entwicklung einsetzt, angesichts derer sein Modell der Institutionalisierung analytisch zu kurz zu greift. Ich will im folgenden ein aus zwei Dimensionen, vier Begriffen und einem Mechanismus gebildetes Modell anbieten, von dem ich hoffe, daß es ein Phänomen zu erklären vermag, das bei Shils noch gar nicht Erwähnung findet, aber seither in keiner *Presidential Address* und keinem Rechenschaftsbericht eines oder einer Vorsitzenden einer nationalen Organisation von Soziologen und in keiner Zwischenbilanz der Soziologie fehlen darf: die Klage über Fragmentierung, Desintegration, *lack of identity*, *decomposition of sociology*. Die Klagenden sind sich einig darin, daß sich die Soziologie in den letzten drei Jahrzehnten grundlegend gewandelt habe, sie entbehre einer früher vorhandenen Kohärenz; ein Nebeneinander von Schulen, Subdisziplinen, Zirkeln, methodischen Präferenzen sei an die Stelle der Debatte innerhalb eines einheitlichen kognitiven und sozialen Bezugsrahmens getreten. Die Souveränität, mit der Shils die Soziologie dreier Sprachen und fast eines Jahrhunderts Revue passieren ließ, mag als Beleg dafür gelten, daß die Vorstellung einer kognitiven und sozialen Einheit der Disziplin keine Schimäre war. Man wird mit einigem Recht bezweifeln dürfen, daß eine vergleichbare Synopse für die letzten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts von einem Autor geleistet werden könnte. Die Unmöglichkeit eines derartigen Überblicks resultiert jedoch

nicht so sehr aus dem exponentiellen Wachstum der Soziologen und der soziologischen Veröffentlichungen, sondern aus dem Umstand eines um sich greifenden Bewußtseins, für das sich die Bezeichnung Fragmentierung eingebürgert hat. Es benennt die Unfähigkeit oder auch Unwilligkeit der Mitglieder einer Disziplin, deren verschiedene Teile noch als solche einer Disziplin wahrnehmen zu können und wollen. Nicht so sehr der Prozeß der Spezialisierung – also die Eindeichung neuen Terrains, das dem Ozean des soziologisch noch nicht Erkannten oder Erschlossenen abgerungen wird – sondern der nagende Zweifel daran oder der beißende Spott darüber, ob dies oder jenes, was Soziologen hervorbringen, auch wirklich noch zur Disziplin gehört, bildet den Kern fragmentierten Bewußtseins. In Anlehnung an die Marxsche Sozialphilosophie könnte man auch von einem Entfremdungsprozeß sprechen, wenn man sich damit darauf bezieht, daß die Gesamtheit der Hervorbringungen der soziologischen Produzenten von ihnen selbst nicht mehr als ihre Produkte erkannt werden kann. Während beim Entfremdungsbegriff das Komplement semantisch immer schon mitschwingt, läßt sich Vergleichbares vom Begriff der Fragmentierung nicht behaupten (Kandidaten dafür wären wohl integriert, homogen, Einheitlichkeit des Zugangs). Die begriffliche Unterscheidung von Spezialisierung und Fragmentierung ist nicht ganz einfach zu treffen. Die Tatsache der Ausdifferenzierung einer Disziplin, was sich im Fall der Soziologie in der Formierung neuer spezieller Soziologien (Anwendungsfelder, Arbeitsgebiete) ausdrückt, muß noch nicht von einem Bewußtsein der Fragmentierung begleitet sein, wie ein Blick auf andere Disziplinen zeigen kann: die Teilgebiete der Philosophie – Erkenntnistheorie, Ontologie, Metaphysik etc. – legen das ebenso nahe wie die Gliederung der Geschichtswissenschaft in Fächer, die einzelnen Epochen gewidmet sind. Im Unterschied zu diesen beiden Disziplinen, in denen sich die Zunftgenossen bewußt sind, arbeitsteilig vorzugehen, fehlt im Fall der Fragmentierung dieses einigende Bewußtsein und an seine Stelle tritt ein zunehmendes Unverständnis für das, was andere tun.

Die Entwicklung der Soziologie von ihren Anfängen bis zum Zeitpunkt einer integrierten Disziplin ist sozusagen nur der erste Teil eines Prozesses, der entlang einer Dimension nachgezeichnet werden kann, die man durch die Pole Kristallisation und Fragmentierung benennen könnte und die hier als die Dimension der Disziplinierung bezeichnet wird. (Neue) Disziplinen beginnen ihren Lebenszyklus als Spezialgebiete innerhalb breiter definierter Wissenschaften. Im deutschen Sprachraum kann das am Beispiel der Staatswissenschaften des 19. Jahrhunderts gezeigt werden. Sie war ein *mixtum compositum* aus Jurisprudenz, Staatslehre, beschreibender Statistik (in der Tradition der Topographie), Kameralistik und historischer Nationalökonomie. Zuerst löste sich die Nationalökonomie heraus, die allerdings auch ziemlich lange brauchte, bis sie ein eigenes Studium mit klar definiertem Curriculum und Zertifikat wurde. Ein prä-disziplinäres Stadium kann in sehr verschiedenen Ursprungsdisziplinen beheimatet sein. Im Fall der Soziologie in Österreich ließen sich dafür verschiedene intellektuelle Felder anführen:

Das Psychologische Institut der Universität Wien unter dem Ehepaar Karl und Charlotte Bühler, wo Lazarsfeld, Marie Jahoda und andere ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten durchführten; der Wiener Lehrstuhl für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre von Othmar Spann, aus dem Erich Voegelin (übrigens ein weiteres Beispiel für jemanden, der mangels finanzieller Mittel einen „sozialen survey über die Stadt Wien“ nicht realisieren konnte<sup>6</sup>) ebenso hervorging wie eine ganze Gruppe von Anhängern des christlichen Ständestaats und einer auch noch nach 1945 christlich genannten Soziologie; die Gruppe von Nationalökonomern um Ludwig Mises, der sich in der Zwischenkriegszeit selbst als Soziologe bezeichnete, deren später soziologisch berühmtestes Mitglied Alfred Schütz war; oder auch die soziologischen Beiträge, die der personalen Schnittmenge aus außeruniversitärem austromarxistischem Milieu und partiell universitär verankerter Philosophie des Wiener Kreises entstammten (Otto Neurath und Edgar Zilsel).

Auch in der Weimarer Republik und in der Schweiz verteilten sich die Proto-Soziologen auf die Philosophische und Juridische Fakultät, mit durchaus beobachtbaren Folgen für die kognitive Gestalt dessen, was damals jeweils als Soziologie firmierte.

Im Wege der Autonomisierung derartiger Anfänge, ihrer schrittweisen Herauslösung aus den Herkunftsdisziplinen kann dann eine neue Disziplin entstehen. Für diese Etappe gelten die oben erwähnten Faktoren der Institutionalisierung à la Shils. Nur wenn Studenten, Forschung und Alimentierung vorhanden sind oder erreicht werden können, kristallisiert sich eine neue Disziplin heraus. Im beschriebenen österreichischen Fall kam es dazu nicht, weil alle produktiven prä-disziplinären Milieus im Gefolge des Anschlusses 1938 zur Emigration gezwungen wurden; einzig dem Mann für jede ideologische Jahreszeit, Othmar Spann, gelang es nach dem Ende der Nazi-Diktatur zwar nicht, selbst an die Universität Wien zurückzukehren, wohl aber, seine Schüler und Anhänger strategisch gut zu plazieren. Die österreichische Soziologie der 50er Jahre wandelte mit den wenigen Ausnahmen damals jüngerer Dissidenten, wie Ernst Topitsch, in den Spuren Spanns und seines nunmehr deutlicher katholisch gefärbten Romantizismus. Zur Etablierung eines wissenschaftlichen Spezialgebiets Soziologie und einer Studienrichtung kam es in Österreich vermutlich aus Gründen, die mehr mit dem Entstehen supranationaler Beratungsorgane, wie der UNESCO und vor allem der OECD, zu tun hatten, und nicht aus endogenem Bedarf. – Das gilt auch für das weiter oben kurz angesprochene Ford-Institut, das in Gesprächen in New York und Princeton entworfen wurde und den verdutzten Österreichern als Geschenk der reichen Onkel aus Amerika präsentiert wurde, woraufhin die österreichischen Kuratoren die erste Rate der Ford Foundation in Höhe einer Viertel-million Dollar in gut österreichischer Manier auf ein Sparbuch legten, statt an die Gründung des Instituts zu schreiten.

6 Siehe Käsler (1985: 146).

Mein Argument ist nun, daß mit der disziplinären Kristallisation die Entwicklung nicht zu Ende ist, sondern weitergeht. Der Prozeß beginnt sozusagen von neuem und es entstehen Proto-Disziplinen. Zwei Formen lassen sich unterscheiden: die jeweilige Disziplin erfährt einen Differenzierungsprozeß, der in die Richtung der Herausbildung neuer Disziplinen deutet, zuerst aber nur zur Abschottung innerhalb der Ursprungsdisziplin führt. Oder es entstehen Hybrid-Formen, also die Annäherung eines Teilgebiets einer Disziplin an ein Teilgebiet einer anderen. Letzteres wäre prototypisch das, was Fürsprecher der Interdisziplinarität eigentlich wünschen sollten: die Intensivierung der Zusammenarbeit von Vertretern (wenigstens) zweier Disziplinen bis zu ihrer Herauslösung aus den Herkunftsdisziplinen. Dazu kam es bislang aber nie. Warum? Als mögliche Erklärungen drängen sich zwei Gründe auf. Einerseits der lokale Charakter vieler derartiger Bemühungen, der von einer Beschränkung der beruflichen Mobilitätschancen begleitet wurde, die ungern in Kauf genommen werden und andererseits die Fortdauer von Bindungen und Verpflichtungen an die und in der Herkunftsdisziplin. Ein paar Beispiele können das illustrieren: Vom Institut für Sozialforschung behaupten manche seiner Historiographen, es habe sich in seinen besten Zeiten um einen interdisziplinären Materialismus bemüht. Trotzdem haben seine Mitglieder diesen Anspruch in dem Moment fallenlassen müssen, als sie aus den Stiftungsgeldern nicht mehr bezahlt werden konnten bzw. als ihnen Stellen an regulären Universitäten angeboten wurden. Ebenfalls aus lokalen Besonderheiten scheiterte das ambitionöse Unterfangen eines *Department for Social Relations* unter Talcott Parsons' Führung in Harvard; die Idee seines Gründers, für die Erforschung der sozialen Beziehungen seien neben Soziologen zumindest auch noch Anthropologen und Psychologen nötig, scheiterte aber nicht nur an den in Universitäten immer auftretenden Rivalitäten und Eifersüchteleien, sondern wohl auch daran, daß die Absolventen als Spezialisten für *Social Relations* deutlich weniger Chancen hatten, eine Stelle zu bekommen als wenn sie sich als Anthropologen, Psychologen und Soziologen bewarben. Neben solchen lokalen Initiativen kann man auf einen in den frühen 50er Jahren stattgefundenen Versuch zu einer Amalgamierung von Teilen der Soziologie mit solchen der Sozialpsychologie hinweisen, der rund um die Zeitschrift *Journal for Social Issues* und eine wissenschaftliche Gesellschaft gleichen Namens von Personen unternommen wurde, die damals und heute klingende Namen hatten und haben: Gordon Allport, Robert Merton, Theodore Newcomb, um nur einige zu nennen. Sie mußten sich um ihre eigenen Karrierechancen keine Sorgen (mehr) machen, und Studenten sollten vorerst nicht ausgebildet werden, aber sie alle hatten auch noch Verpflichtungen, die aus ihren Tätigkeiten an ihren Departments für Soziologie oder Psychologie resultierten, und ihre anhaltenden Interessen an Fragestellungen ihrer Stammdisziplinen ließen sie innerhalb eines halben Jahrzehnts von der Kreation einer interdisziplinären soziologischen Sozialpsychologie wieder Abstand nehmen.

Diese Beispiele von letztlich erfolglosen interdisziplinären Bemühungen machen es nötig, den anderen Formen umso mehr Aufmerksamkeit zu wid-

men. Ich will aber vorher die Bemerkung einflechten, daß ambitionöse Hybride auch am Mangel an Kompetenz ihrer Protagonisten scheitern können. Interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert von allen Beteiligten ausreichende Vertrautheit mit den Routinen und Selbstverständlichkeiten der jeweils anderen Disziplin; wenn irgendwo, dann hat im Bereich der disziplinären „Bildung“ Michael Polanyis These vom *tacit knowledge* seine Berechtigung. Zum vollwertigen Mitglied einer Disziplin wird man nur im Laufe eines recht langen Sozialisationsprozesses, der wie alle anderen seiner Art, eine Menge von Fähigkeiten und Kompetenzen implizit vermittelt. Es scheint einfacher zu sein, eine Disziplin ganz zu verlassen, als sich der Anstrengung zu unterziehen, eine zweite Disziplin zusätzlich zu beherrschen. Am leichtesten gelingt es Fachwissenschaftlern, zu Philosophen oder Historikern ihres Faches zu werden – ob sie auch gute Philosophen oder gute Historiker wurden, kümmert sie und die *peers* ihrer Ursprungsdisziplin meist nicht.

Die vertrauteste Form der nicht bis zur Disziplinwerdung voranschreitenden Proto-Disziplinierung ist die Bildung von Spezialgebieten, die von Kollegen als Fragmentierung abgewertet wird, weil sie nicht verstehen können oder wollen, inwiefern diese neue Spezialität noch im begrifflichen Grundverständnis der Disziplin verankert ist. Ein paar Hinweise sollten genügen, um deutlich werden zu lassen, worauf ich mich mit diesem Begriff beziehe. Nehmen wir zuerst ein etwas befremdlich anmutendes Beispiel: Die *International Sociological Association* ist u.a. in *Research Committees* organisiert, die neben einem Namen auch noch eine Nummer als Kennzeichnung haben, je niedriger die Nummer, desto älter das *Committee*. „Research Committee 02 Armed Forces and Military Sociology“ kann dazu dienen, zu verdeutlichen, was mit Fragmentierung gemeint ist. Natürlich gibt es in modernen Gesellschaften vermutlich keine zweite Institution, die für das Überleben so bedeutsam ist wie das Militär, die Gefahr eines Kriegs unter Einsatz von Atomwaffen war während der längsten Zeit der Existenz der ISA, die 1949 gegründet wurde, ein, wenn nicht das Problem der Menschheit. Insoweit ist die langjährige Beschäftigung der Internationalen Soziologischen Gesellschaft mit diesem Thema höchst relevant und sollte auch von denen, die sich ihm nicht widmen, gewürdigt werden. Das Prestige, das dieses RC genießt, dürfte allerdings von kaum einem anderen unterboten werden. „Lauter aktive und ehemalige CIA-Agenten“ war die abfällige Bemerkung eines Kongreßteilnehmers beim Weltkongreß 1998 auf die Frage, ob er wisse, was dort geschehe. Statt Unkenntnis einzugestehen, wird ein Feld, dessen soziologische Bearbeitung nicht in Frage gestellt werden sollte, unter Hinweis auf vermutete kontaminierte Sozialkontakte seiner Mitglieder delegitimiert und damit aus dem eigenen Aufmerksamkeitshorizont verbannt.

Je nachdem, wo man im weiten Feld der Disziplin selbst seinen Schwerpunkt hat, wird man unschwer vergleichbare Beispiele nennen können. Je weiter die Spezialisierung der anderen vom eigenen Feld entfernt ist, desto leichter attribuiert man deren Tun Fragmentierung. Ich will hier nicht in Ab-

rede stellen, daß einige der Kritiken, die sich dieses Worts bedienen, berechtigt sind; insbesondere jene, die gegen eine zu rasche und enge Spezialisierung der Lehrlinge argumentieren. Was Kritiker der Fragmentierung gemeinhin übersehen, ist daß sie selbst in dem Maße daran mitwirken, in dem sie Spezialisten nur für dies oder jenes sind und darauf verzichten, ihre Arbeit in generelle Rahmen einzubetten (als empirischen Beleg blättere man das *Biographical Directory der American Sociological Association* durch, das bei jedem Mitglied die Sektionen angibt, denen es angehört. Leider gibt es kein vergleichbares Verzeichnis der deutschen oder österreichischen Gesellschaften, aber es dürfte wenig Unterschiede geben).

Ehe wir im Bemühen, eine Erklärung für das alles zu finden, voranzureiten können, soll die andere Dimension, die dafür nötig ist, eingeführt werden. Die soziale Organisation der Wissenschaftler, ihr Verhalten zueinander und die Formen der Wahrnehmung anderer Professionsmitglieder lassen sich auf einer Dimension auftragen, deren Pole Universalismus und Partikularismus genannt werden könnten, Begriffe, die allerdings seit ihrer recht eindeutigen Kodifikation als wissenschaftssoziologische durch Merton derart oft mißdeutet wurden, daß es dem Verständnis des folgenden zuträglicher ist, die Pole mit den plakativeren Worten „professionell“ und „tribal“ zu versehen. Eine professionelle Auffassung der eigenen Rolle und Wahrnehmung der anderen Zunftmitglieder (universalistisch im Merton'schen Modell) achtet nur auf die sachliche Leistung und sieht von allem anderen ab, eben jenen irrelevanten Status – wie Geschlecht, Rasse, Alter, politische Überzeugung, sexuelle Präferenz und was sonst noch mittlerweile am Jobmarkt als diskriminierende Merkmale identifiziert wurden. Der professionelle Gelehrte ähnelt dem Chorleiter, der beim Vorsingen hinter einem Vorhang sitzt, um in seinem Urteil über die Stimme nicht von anderen Facetten der Person abgelenkt zu werden. Unser soziologischer „Universalist“ sitzt in seiner Bibliothek und studiert den puren Text, wirft keinen Blick auf den Verlagsnamen, liest die *testimonials* auf der Rückseite nicht, ignoriert den „über-den-Autor-Text“ und blendet routinemäßig Vornamen weg. Natürlich verhält sich niemand so – und Mertons Norm verlangt das ja auch gar nicht, weil sie ziemlich genau dem entspricht, was Weber von der Konstruktion eines Idealtypus verlangte oder Rawls mit seinem Schleier des Nichtwissens bezweckte. Sie dient dazu, reale Abweichungen vom Ideal, hier von der *Maxime* „als-obsonst-nichts-eine-Rolle-spielt“, festzustellen.

Während es den „universalistischen“, professionellen Soziologen (gleich welchen Geschlechts) nicht gibt – und immer weniger wird geben können – existieren Verkörperungen seines Antipoden durchaus. Stammes-Soziologen nehmen nur wahr, was von ihresgleichen stammt (wieder einmal verrät die Alltagssprache einiges) oder von der Stammesautorität approbiert wurde. Indigene Stämme hatten und deren moderne Abkömmlinge haben eine klare Autoritätsordnung, und es ist ein wenig überraschend, daß trotz der oft beschworenen Anwendung anthropologischer Erkenntnisinstrumente in der

Wissenschaftsforschung der Tribalismus als Organisationsform noch nicht systematisch erforscht wurde. Mit der hierarchischen Struktur ist nämlich jedenfalls ein internes Selektions- und Zertifikationsverfahren verknüpft, das die lesenswerten Autoren von jenen separiert, die man – Wienerisch gesprochen – „nicht einmal ignorieren“ muß oder über die ein Urteil feststeht, ohne sie wahrnehmen zu müssen.

Wiederum verzichte ich auf eine Ausschmückung des Begriffs durch illustratives Material und will statt dessen Einwände diskutieren und Ergänzungen anbringen. Natürlich drängt sich die Frage auf, ob denn die beiden Dimensionen Disziplinierung und Sozialorganisation begrifflich unabhängig sind. Eine Kreuztabellierung kann zeigen, daß das der Fall sein dürfte, wie die folgenden Beispiele zeigen.

		Sozialorganisation	
		Professionell	Tribal
Disziplinierung	Kristallisation	A	B
	Fragmentierung	C	D

Eine Stammesorganisation kann im kristallisierten wie im fragmentierten Stadium der Soziologie auftreten. Man denke an Spann, Popper oder Adorno, die immer schon wußten, was die anderen noch zu sagen haben würden und was sie daher gar nicht wahrnehmen müssen und die ihnen ergebenden Anhänger bei Strafe der Verstoßung nicht dürfen (B). Alle drei waren zu einer Zeit aktiv, die recht klar als eine der schon kristallisierten Disziplinen – von zahlenmäßig recht bescheidener Größe – bezeichnet werden kann. Als Großtheoretiker unterschiedlicher Façon hätten sie sich mit Fragmenten einer Disziplin nicht auseinandergesetzt; weniger als das eigene Ganze sollte es nicht sein, Zunftmitglieder, die anderen Stimmen zugerechnet wurden, konnten ignoriert werden.

Auch in sehr fragmentierten Zeiten treten rivalisierende Stimmen auf – vor allem wenn es um die Verteilung von Ressourcen geht, die durch weitere Ausdifferenzierung verloren gehen könnten (D). Zänkischer Streit innerhalb von Spezialgebieten oder DGS-Sektionen erfolgt entlang von Stammesgrenzen, wobei die Stammeshäuptlinge oft genug nur über ein Territorium herrschen, das mit der Fläche des Institutsgebäudes identisch ist; aber das genügt manchen Meistern zur Entfaltung einer Herrschaft, die sich nicht zuletzt in der Abgrenzung von anderen zu bewähren hat.

Die noblen Figuren, die – gleich worum es geht – den Idealen des besseren Arguments und der Sachlichkeit der Auseinandersetzung huldigen, findet man wohl eher in kristallisierten denn in fragmentierten Phasen (A). Insofern, als es sich beim Phänomen der Fragmentierung um von Akteuren geteilte Meinungen über legitime Grenzziehungen zwischen dem, was noch zur Disziplin gehört, und dem, was wegdriftet, handelt, wird man folgern können, daß professionelle *peers* ihren Universalismus auf jene Hervorbringungen beschränken, die ihrer Meinung nach noch zur Disziplin gehören (C).

Zutreffend ist der Einwand, daß die Sozialorganisation in den verschiedenen Rollen eines Soziologen unterschiedliche Gestalt annimmt. Der universalistisch-professionell die Neuerscheinungen seines Feldes rezipierende Professor wird an ihn herangetragene Bitten um Empfehlungsschreiben allein schon deswegen partikularistisch behandeln, weil in ihnen ja die persönliche Vertrautheit mit dem Protégé zu bestätigen ist. Seine noch unausgegorenen Ideen wird er nicht erstmals vor einem feindlichen Auditorium vortragen, und wenn er selbst in irgendeiner Weise Hilfe braucht, wird er sich wohl an kollegiale Freunde wenden. Damit sollte klar gemacht sein, daß die Dimension der Sozialorganisation in verschiedenen sozialen Feldern zu unterschiedlichen Resultaten führen kann und die Annahme habitueller Konsonanz nicht zielführend wäre; das Rollen-Set des (Sozial-)Wissenschaftlers ist mehr von Ambivalenz gekennzeichnet.

Schließlich bleibt noch darauf aufmerksam zu machen, daß niemand über den Lebenszyklus hinweg gezwungen ist, in einem der polar gegenübergestellten Zustände zu verweilen. Schüler brechen mit ihren Lehrern und wechseln den Stamm oder wenden sich stärker der universalistischen Maxime zu, und auch der umgekehrte Weg ist möglich. Aber auch für jene, die dem Joch des Schüler-Daseins schon entwachsen sind, kann der jeweils andere Zustand gelegentlich attraktiv werden, sei es um wenigstens im höheren Alter einmal zu rebellieren und mit alten Stammesfreunden zu brechen, sei es um den Bürden des Universalismus zu entfliehen.

Die beiden Dimensionen, die bislang diskutiert wurden, lassen sich schließlich zusammenfassend dahingehend charakterisieren, daß die Disziplinierungsdimension dem individuellen Handeln jedenfalls vorgelagert ist, unabhängig vom Akteur existiert und von dessen Agieren vermutlich auch nicht verändert (die wenigen Riesen, die das zuwege bringen, können auf dem hier gewählten generellen Niveau der Argumentation ruhig ignoriert werden), wohl aber reproduziert wird. Hingegen bezeichnet die Dimension der Sozialorganisation, wie unschwer zu sehen ist, Verhaltensweisen, die sozial geformt sind, aber eine individuelle Ausgestaltung zulassen. In den Grenzen dessen, was jedermanns Freiheit beschränkt, kann der einzelne wählen oder sich zumindest bewußt werden, daß er auf eine Wahl verzichtet und den Gewohnheiten seiner Stammesgenossen folgt.

Zum Schluß will ich jenen Mechanismus benennen, von dem ich meine, daß er beide Prozesse vorantreibt und zwar in die Richtung der Fragmentierung und des Tribalismus, welche sich als Zustände einstellen, wenn nicht bewußt dagegen gearbeitet wird. Wissenschaft ist ja nicht nur die hehre Suche nach Wahrheit, sondern ebenso sehr ein ganz gewöhnlicher Beruf. Und Berufe haben es an sich, daß ihre Inhaber danach trachten, ihren Status zu verbessern, Prestige zu erwerben oder zu mehren. Auf die von Merton eingehend diskutierten vielen Besonderheiten der Rolle des Wissenschaftlers braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, weil für die Erklärung das basale Streben nach Statusverbesserung genügt. Wenn Personen sozial strukturiert danach trachten, ihre jeweiligen Status zu ändern, was sie individuell als Verbesserung konzipieren,

dann ergibt sich im Aggregat eine Zustandsänderung, wenn die Zahl der insgesamt zur Verfügung stehenden oder gerade offenen sozialen Positionen expandiert oder schrumpft. Das Wissenschaftssystem, als Arbeitsmarkt betrachtet, ist von seiner Umwelt nicht abgeschottet. Wenn ein Überangebot an Stellen eintritt (wie in den frühen 70er Jahren in der Soziologie und in den 80er Jahren in der Betriebswirtschaftslehre), dann strömen Aspiranten in diesen Markt und erobern Stellen, selbst wenn ihre Qualifikation zu wünschen übrig läßt. Umgekehrt im Fall sozialer Schließung. Der Gleichgewichtszustand kann ignoriert werden, weil er nur den kurzen Augenblick des Übergangs von einem Ungleichgewicht zum anderen darstellt.

Um den Prozeß des Strebens nach Statusgewinn zu verstehen, braucht man nur darauf zu achten, wo man und wodurch man seinen Status im Wissenschaftssystem verbessern kann. Ich behaupte, das geschieht in sozialen Konfigurationen, die als *invisible college* identifiziert wurden. Der akademische Jobmarkt funktioniert nicht ohne Ansehen der Person, wie die Institutionen des Vorstellungsgesprächs und des „Probingsings“ belegen. Damit man überhaupt so weit kommt, empfiehlt es sich, Kongresse zu besuchen und dort nicht nur den Hauptvorträgen zu lauschen, Einladungen zu Vorträgen nicht abzuschlagen, mit einem Wort all das zu tun, wofür sich der Ausdruck *networking* eingebürgert hat. Da weiterhin die Menge an sozialen Kontakten, die ein einzelner pflegen kann, beschränkt ist, empfiehlt es sich, sein *networking* in einem kognitiven Feld zu betreiben, das nicht überfüllt ist, rechtzeitig danach Ausschau zu halten, wo neue kognitive Nischen entstehen und zu hoffen, daß jene, für die man sich entscheidet, über Überlebensqualitäten verfügt, was wiederum nur im geringsten Maße vom eigenen Beitrag zum Unternehmen abhängt. Wer sich einem Lehrer anvertraut, schaue auf sein Alter und sein Gesundheitszeugnis, vor solchen mit riskanten Hobbys oder anderen lebensverkürzenden Gewohnheiten sei nachdrücklich gewarnt (die deutschsprachige Universitätswelt und auch die Soziologie kennen hinreichend viele Fälle gescheiterter Karrieren von verwaisten Schülern).

Wie meistens haben die Stathöheren besser institutionalisierte Techniken, um das, was Novizen mühsam zuwege bringen, als Selbstverständlichkeit zu praktizieren. Von Georg Simmel stammt eine von ihm nicht weiter ausgearbeitete Bemerkung über den sozialen Grund der zahlenmäßigen Beschränktheit aristokratischer Sozialgebilde – ihre Mitglieder müßten füreinander übersehbar sein. Die selbst ernannten Geistesaristokraten aus der Welt der deutschsprachigen Ordinarien pflegen dasselbe Sozialverhalten, vermutlich die meisten, ohne daß ihnen das jemals aufgefallen wäre. Sie nehmen mehr oder weniger strikt nur ihresgleichen wahr; informelle Kontakte zu Statusniedrigeren finden nicht statt, deren Briefe bleiben unbeantwortet oder man bedient sich einer vorgedruckten Karte (oder heute weniger verdächtig eines Textbausteins), um für den Erhalt der unverlangt eingetroffenen akademischen Warenprobe zu danken; sie zu lesen erlaubt die karge Zeit nicht. Nur bei jenen, die man zu Schülern adelt, macht man eine Ausnahme.

Auch hier verzichte ich auf schmückende Details. Wenn es richtig ist, daß das individuelle Streben nach Reputationszuwachs sowohl zur Fragmentierung der Disziplin beiträgt, als auch zu einer stärkeren stammesartigen Sozialorganisation führt, dann erübrigt sich ein näheres Eingehen auf die Frage, warum die Interdisziplinarität so selten ist. Sie verspricht selten, Gewinn abzuwerfen und ist daher nur etwas für Personen mit niedriger Risikoaversion und jene wenigen Etablierten, die nicht mehr heftig nach Reputation streben. (Dem könnte nur abgeholfen werden, wenn es einen Bonus für Interdisziplinarität gäbe). Während andere Disziplinen in ihrer Fragmentierung weniger vorangeschritten zu sein scheinen, dürfte es richtig sein, daß die Soziologie hierin führend ist. Der Grund für die nahezu grenzenlose Möglichkeit zur Fragmentierung liegt auf der Hand: In der Psychologie oder der Ökonomie wechseln einander zwar auch die leitenden Paradigmen und die für bedeutsam gehaltenen Forschungsfelder ab, in diesen und wohl vielen anderen Disziplinen schreitet die kognitive Fragmentierung aber deswegen nicht so stark voran, weil es einen hinreichenden Konsens über das Erkenntnisobjekt gibt. Die meisten Soziologen sind sich darüber einig, daß es derartiges – ein genuines Objekt der Soziologie – nicht gibt, sondern die disziplinäre Identität des Fachs aus einer Erkenntnisperspektive, einem *approach* hervorgegangen ist. Das macht es möglich, daß immer wieder neue Objekte ins soziologische Visier genommen werden oder der tradierten Perspektive eine neue Optik verpaßt wird. Ich bezweifle, daß es jemals zu einer Ökonomie der Scham kommen wird oder daß Psychologen ihrem Kanon ein neues Spezialgebiet „Psychologie des Körpers“ hinzufügen werden; ebenso unmöglich scheint mir, die von einigen mit dem gegenwärtigen Zustand der Soziologie Unzufriedenen erhobene Forderung nach einer Reintegration der diversifizierten Felder der Sozialwissenschaften in einer neuen Einheit einer Menschen-, Sozial-, Kultur- oder wie immer sonst benannten Wissenschaft.

Ob die Fragmentierung voranschreitet zur Herausbildung neuer Disziplinen, die jedenfalls anfangs kognitive Teilmengen und Verabsolutierungen von Aspekten der soziologischen Perspektive wären, läßt sich 1999 nicht sagen. Von den Shils'schen Kriterien her betrachtet und die Übersehbarkeit der *invisible colleges* in Rechnung gestellt, sollte es nicht verwundern, wenn Beobachtern im nächsten Jahrhundert die Soziologie des dann vorhergehenden so fremd erscheint wie heutigen Soziologen die Staatswissenschaft des vorigen Jahrhunderts. Den Weg dorthin werden wohl noch viele selbstreflexive Betrachtungen von Soziologen säumen.

### Literatur

- Shils, E. A. (1982): Tradition, Ecology, and Institution in the History of Sociology. In: ders.: The Constitution of Society. Chicago: 275-383
- Käsler, D. (Hrsg.) (1985): Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1934. Opladen